

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

26]

Roman von C. Wiebig.

„So?“ Frau Kistemacher beruhigte sich schnell. „Ja, heute mag man auch nicht unter Fremden sein. Aber wirst Du denn ganz allein bleiben? Ach, Du wirst schon zu uns kommen!“ Sie blinzelte und nickte dem Mädchen zu.

„Nein, ich kann nicht.“

„Ja, um alles in der Welt, wo gehst Du dem hin?“ Frau Julia regte sich schon wieder auf.

„Zu Marie Ritter,“ sagte Elisabeth ruhig. Es stieg wie Trotz in ihr auf; mußte sie sich denn immer kontrollieren lassen?

„Zu der —?“ Eine Flut von Bortwürfen strömte auf Elisabeth nieder. Frau Kistemacher konnte sich selbst nicht mehr, sie wurde in ihrer Festigkeit ansfällig im höchsten Grade. Als Elisabeth auch noch etwas sagen wollte, schnitt sie ihr das Wort ab und schrie: „Wenn Du heut nicht zu uns kommst, wenn Du uns das antust, brauchst Du überhaupt nicht mehr zu kommen! Ich sage es meinem Mann!“

Ohne Absicht rannte sie zur Thür hinaus. Wie betäubt stand Elisabeth; mit einem Ausdruck des Ekels hielt sie sich die Ohren zu. Oh, wie häßlich diese Stimme schrillte! Und da stand die Lampe! Aufdringlich pflanzte sie sich mit ihrem Gold vor die Augen.

Zu des Mädchens Seele drehte sich etwas um und um. Sie pustete die Lampe aus und rücte sie in eine Ecke. —

Es wurde heute früh dunkel; schon um drei. Elisabeth hatte nach dem Mittagessen, das sie kaum berührte, zu arbeiten versucht. Sie hatte vor einigen Wochen ihren ersten Roman begonnen; Vater hatte ihr den sozusagen zur Pflicht gemacht: „Sie müssen den Roman herausbringen, so bald als möglich. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Ich denke, mit dem neuen Jahr bringen wir schon die zweite Auflage der „Einfachen Geschichten.“

Sie hatte bis dahin flott gearbeitet; heute ging es nicht. Sie war so zerfahren und konnte die Gedanken nicht konzentrieren. Die eigene Arbeit widerte sie an. Frau Kistemacher, Leonore, die ganze Welt. Sie warf die Feder hin und ließ mühselig im Zimmer auf und nieder. Ihre ganze Weichnachtsfröhlichkeit war weg; sie fühlte nur eine beklommene Spannung.

Endlich ging sie zu Marie Ritter. Bei Kistemachers mußte der Baum brennen; die Hinterthür stand offen, man hörte bis auf die Treppe hinaus das Jubelgeschrei der Kinder. Elisabeth stahl sich schon wie ein Verbrecher vorüber, mit ihrem Mädchen im Arm. Hat sie denn etwas Unrechtes? Ihr Herz klopfte gegen den Karton, in welchem die Puppe für Heidi verpackt war; sie latte auch noch etwas anderes darin. Zur letzten Augenblick war es ihr eingefallen. Ebel hatte sie neulich um eine Photographie gebeten, sie hatte nur noch eine einzige, von früher, im schwarzen Konfirmationskleid, mit mühsam glattgeschickelten Haaren; die hat immer auf des Onkels Schreibtisch gestanden, um wollte sie ihm darschenken. Ob er sich wohl freuen würde? In der Potsdamerstraße kaufte sie noch — ein kleinen Rahmen, und dann lief sie, flüchtig wie ein Reh — alle Pferdebahnen waren überfüllt, jeder hastete zu den Seinen — der Grunewaldstraße zu. Eine große Unruhe peinigte sie. Was würde Leonore sagen? Der hatte sie eben in einem Rohrpostbrief abgesetzt und heftige Kopfschmerzen vorgeführt; wenn's möglich sei, würde sie später noch auf ein Stündchen kommen, und so weiter. Schamröte war ihr beim Schreiben ins Gesicht gestiegen; sie hatte die Lüge immer verachtet, und jetzt —? Oh, zu was drängten sie die Verhältnisse nicht alles!

Heftig trat sie zu, daß ihr das Wasser einer Pflanze bis in die Augen spritzte; sie ließ wie gepeitscht. Schon war sie weit dranhin; das Pferdebahngeroll hatte aufgehört, nur die Dampfbahn mit dem feurigen Auge schob ihr wie ein Ungeheuer aus dem Dunkel entgegen. Hier draußen waren die Christbäume seltener, ihr Licht strahlte nicht so hell durch die

Fenster. Ein paar Betrunkene kamen aus einer Destille und schoben sich, schwerfällig taumelnd, über das Pflaster; Elisabeth drückte sich an eine Hauswand und ließ sie vorüber. Ein schmerzliches Gefühl des Preisgegebenseins überfiel sie ganz unvermittelt; etwas Heißes aus ihren Augen mischte sich mit den Regentropfen, die über ihre Wangen liefen. Als die Männer sich gegen sie wandten, stieß sie einen leichten Schrei aus und sprang in großen Sätzen davon.

Niemlos, in Schweiß gebadet, kam sie bei Marie Ritter an. Da war alles schon vorbereitet. Zu der Stube duftete das Räucherchen, in der Küche schuppste die halbwichsige Magd den Klapsen; Heidi hockte auf einem Schemel daneben und machte große Augen. Aber von den Gästen war noch niemand da. Die beiden Frauen saßen wartend auf dem altmodischen Sofa. Schon lange. Sie schwiegen. Draußen auf der abgelegenen Straße kein Wagengerassel. Eine ungeheurer Stille trotz von den iden, verregneten Feldern die Häuser entlang, trotz hier in's Haus hinein, die Treppe herauf, bis in die Stube. Von dem großen, brausenden Berlin kam kein Laut hierher, man sah wie im Grab. Und die hier — Elisabeth warf einen scheuen Blick auf die neben ihr Sitzende — war die nicht auch schon wie eine Tote? Eine, die noch lebte und doch längst vergessen war?!

Ein Schauer überlief das Mädchen. Sie strich sich über die brennende Stirn. Die kleine Stube war überheizt, das Lammendämmchen duftete zu stark. Sie sprang plötzlich auf. „Wo bleiben sie nur?!“ Und dann setzte sie sich wieder hin, die Hände lässig herunterhängen lassend. Sie atmete zitternd und beklommen.

Die grüne Arbeitslampe brannte auf dem Schreibtisch, aber sie erhellte das Zimmer nicht, sondern warf nur einen schwachen Schein bis nach dem Sofa hin. Marie Ritter sah den ungewissen Zug der Bangigkeit in Elisabeths Gesicht nicht deutlich, sie fühlte sie mehr und hörte sie an den Atemzügen und an dem Klang der Stimme.

„Wie einsam ist es hier!“ Des Mädchens Lippen zitterten, angstvoll sahen ihre Augen umher. „Ich möchte nicht einsam sein!“

„Einsam?“ Marie Ritter schüttelte den Kopf, und warf einen bis ins tiefste dringenden Blick auf die andere. „Sagen Sie lieber: Nicht vergessen sein! Ich bin vergessen. Man hatte einmal sehr viel Hoffnungen auf mich gesetzt, ich selber die allergrößten. Man sprach von mir, man schrieb über mich, man lobte mich — das war, als mein Roman viel Aufsehen erregte. Damals. Mein Gott!“ — sie sagte mit einem Lächeln an die Schläfen und zog ein paar Haarsträhnen durch die Fingern — „es liegt ja noch gar nicht sehr weit zurück.“ Durch das Halbdunkel kam ihre Stimme ganz leidenschaftslos, mit dem ihr eigentümlichen gedachten Klang. Sie sprach so vor sich hin, als spräche sie nur zu sich selber: „Die Leute habe ich alle gekannt, von denen Sie erzählten. Ich verkehrte in ihren Salons, ich habe mir sehr gern Weisbräut streuen lassen. Der Erfolg hatte mich berauscht, ich ging, wie von Flügeln getragen, da kam — kam — sie stocste plötzlich, wie ein Schauer ging es über ihre Gestalt, Elisabeth glaubte ihr Zittern zu fühlen — „Heidis Vater“, sagte sie in demselben ruhigen Ton. Sie machte eine Pause.

Elisabeth rührte sich nicht.

„Warum ich ihn nicht geheiratet habe?“ sagte Marie Ritter dann, als läbe sie sich selber Antwort. „Als wir von der Hochzeit sprachen, wurde es mir auf einmal klar: es war nur der Rausch des Erfolges gewesen, der mich in seine Arme getrieben hatte. Ein Entsetzen kam über mich. Nichts, gar nichts von Liebe war zwischen uns, nicht einmal von Verständnis. Ich war geblendet gewesen von den Weisbräutwolken der Schmeichelei, taub gemacht durch Bewunderung. Alles in mir war erregt, die Sinne überreizt, jedes Gefühl gesteigert. Ich hatte mich über alle Schranken erheben zu können gemeint, ich war unsinnig vor Gier nach mehr, mehr! Ich griff nach den Sternen. Und dabei hatte ich den unklaren Drang, mich an etwas halten zu müssen, ich stand nicht mehr fest; Himmel und Erde drehten sich um mich in einem brausenden Wirbel. Instinktiv suchte ich mich anzulehnen, wie ein zartes Schlinggewächs, von der Natur darauf hingewiesen. Ich empfand die ganze Unfähigkeit der Frau,

des Glück allein zu tragen, mit dem Erfolg allein zu sein."

Marie Ritters Stimme hatte sich gesteigert, Rot kam auf ihre Wangen, ein wirbiger Glanz in ihre Augen, als lebte sie noch einmal alles durch.

Dann sank ihr Ton; er klang gleichgültig:

„Ja griß nach dem ersten besten. — Daß ich ihn nicht geheiratet habe, hätten sie mir nicht so übel genommen, aber daß ich mich dann über mein Kind freute, es bei mir behielt, es —“

„Mama! Mama!“ Erschrocken fuhr Elisabeth zusammen. Draußen patschte Heidi mit den Händchen gegen die Thür. „Zünd' Lichtchen an, Mama!“

Marie Ritter sprang auf.

Elisabeth konnte sich nicht bewegen, sie blieb wie gelähmt sitzen. Ein Entsetzen hielt sie gepackt, eine furchtbare Angst krampfte ihr das Herz zusammen — oh, nur nicht das! Sie brach in Thränen aus.

Heidis kindliche Stimme klang weinerlich von der Thür her: „Bei Dir bleiben, Mama, es ist so dunkel!“

„Mein Kind, mein süßes Kind!“

War das noch Marie Ritters leise, klanglose Stimme? Sie war von zärtlicher Leidenschaft verstärkt; eine Liebesfülle, fast eine Glühfülle strömte aus jedem Wort. Es klang wie im Triumph: „Mein Kind!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Seit den Zeiten, da die erste Ueberfluth den ersten Menschen gedarr, seit jenem schicksalvollen Augenblick also, da die Weltgeschichte begann, ist Streit unter den zum Denken entwickelten oder entwickelten Säugtieren, was Politik sei. Früher neigte man allgemein zu der Definition, Politik sei die Kunst, Leben und Glück der Völker und Menschen in möglichstster Mannigfaltigkeit zu verwirklichen. Später — es war wenn wir nicht irren, in der Hegelzeit — gab man die Erklärung ab: alles, was nicht vernünftig ist, heißt Politik. Dann als die Inzeratensblätter ausluden und die von der Gedankenlosigkeit Wässer angekränkelten und eiskälteren Organe den begeisterten Feuerfächeren Geisteskrant zum Tempel ihrer einnehmenden Religion weihen, begünstigte man sich, statt das Wesen die Wirkungen der Politik zu erschließen, und nur hieß es: Politik verdirbt den Charakter. Auf der anderen Seite lehrte die aus der Schule Bismarck hervorgeblühende akademische Jugend das Umgekehrte: Charakter verdirbt die Politik. Und zwischen dieser Theorie und der Praxis derer, die sie predigten, gab es keinen Widerspruch.

Wir müssen gestehen, daß alle diese Bemühungen, das Begriffsrätsel Politik zu lösen, teils falsch, teils mangelhaft sind. Wer umbejahen das Leben der Gegenwart beobachtet, der gewinnt die Ueberzeugung, daß es wenigstens für den heutigen Stand der Kultur nur eine erschöpfende und selbst den verwickeltesten Ansprüchen genügende Erklärung der Politik giebt und die lautet: Politik ist, was dementiert wird.

Das wird schon dadurch bewiesen, daß die Politik, dem allgemeinen Naturgesetz gehorchend, sich mit den zunehmenden Wärmegraden ausdehnt. Die wahrhafte Politik beginnt erst jenseits von 30 Grad Nöthum im Schatten der nicht mehr lässlichen Denkmäler. Erst dann schwelgt die Menschheit in gigantischen Mägen zwischen himmelstürmenden Behauptungen und zerstückelnden Dementis. Erst dann werden in vollendeter Weise die Geschiede der Völker aus der siedenden Luft gegriffen, erst dann streben die stolzen Erfindungen auf, deren beneidenswertes Los es ist, Schwindel genannt zu werden und damit die Zugendreie der kapitalistischen Gesellschaft zu gewinnen. Erst dann wächst im Thatensturm der Lügen die Menschheit zu ragender Größe. Erst dann giebt es die echte, die volle und ganze, die unentwegte, die geradezu tadellose Politik. So ist die als tote Saison geschmähte weisheitslehrende Epoche, da die Pflaumen und die Leichner gediehen, die eigentliche Zeit des politischen Lebens.

Gerade in den letzten Tagen war die öffentliche Meinung mit den leuchtenden Hippischen politischen Phantasien überfüllt. Die herrlichsten Kombinationen und die energischsten Dementis drängten sich in eifrigem Angestän. Die Wälder rührten in ihren Betrachtungen „zur inneren Lage“ Kammergeschreien von märschen- und feenhafter Pracht zusammen. Der bairische Kuhhandel, die abgefagte Kaiserreise, die Kanalvorlage, Höhenlohe, Miquel, Herbert Bismarck vereinigten sich mit dem alten Agamemnon, der ewig jugendlichen Transpalkfrage und der internationalen Ausrottung des Hungers zu einem politischen System von beispielloser Großartigkeit, in dem jede Behauptung gewissermaßen von einem Biergespinn ebler vollblütiger Dementis gezogen wurde. Kurz, es war eine Zeit großen politischen Lebens, in dem jeder mit Lust und Eifer seine Größelster ausstellte, stolz, daß Wissen und Wahrheit die phantastische Kraft nicht schwächten.

Indessen, es giebt nörgetunde Leute, die selbst mit dieser modernen Art der Politik nicht zufrieden sind, die da meinen, man müsse wissen, was

eigentlich die politischen Gewerbetreibenden — die im Umherziehen und die Sechsaften — denken, wollen, thun. Die Politik sei, so verstehen diese Elemente eigenständig, keine Rättelei und kein Entenspühl, sondern die höchste allgemeinste Angelegenheit des gesamten Volkes, und wer damit betraut sei, die politischen Geschäfte zu verwaltten, der habe die Pflicht, in jedem Augenblick Rechenschaft abzulegen und Rede zu stehen. Man müsse nicht nur die Grundsätze der sogenannten Regierenden kennen, sondern auch über jede Entscheidung und jede Maßnahme sofort unterrichtet werden. Und diese Wahrheitsprogen und Wissensgigerl gehen so weit, den Segen des Offiziösenninns, die Reize der spannenden Kombinationsjournalistik und der pikanten Dementis zu leugnen. Sie wollen für das Geld, das sie in das politische Geschäft stecken, von ihren Angestellten Offenheit, Ehrlichkeit und Klarheit beziehen, und die mythische Geheimnisthuerie in ihrer unergründlichen Weisheit und ihrem unerforschlichen Rathschluß ist ihnen Greuel und läppische Windbentelerei. Jetzt tappe man, so zeteru sie, im Nebel, wisse nichts, wo es sich um die wichtigsten Lebensinteressen handelt, und verliere alle Sicherheit darüber, was zu thun sei. Habe man sich eben daran gewöhnt, von den Gerichten verschieden behandelt zu werden, je nach der Parteistellung, so erkläre plötzlich eine Berliner Strafkammer den Grundsat der Rechtsgleichheit — und alles sei wieder schwanfend. Das Chaos herrliche und eine Wirnis, aus der keine Generalsstabskarte und kein Kompaß uns herauszuführen im stande sei.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Vorwürfe teilweise nicht unberechtigt sind. In der That, die Auffassung ist nicht mehr ganz zeitgemäß, Politik sei, was dementiert wird. Aber die Schwierigkeit, wie diesem Uebel abzuheffen, scheint doch unüberwindlich. Wie sollen wir die Männer der Politik zwingen, uns ihre Gedanken, Absichten, Ziele in jedem Augenblick zu offenbaren — zumal da solche Offenbarungen leicht zu beschämenden Offenbarungsideen werden möchten? Mit Gewalt ist hier augenscheinlich nichts zu erreichen. In dieser Gewissens- und Verstandesart haben wir uns hilflos an die Persönlichkeit gewandt, für die keine Aufgabe unmöglich ist. Herr August Säcerl hat uns denn auch in seinem marmornen Empfangs-eisenschild eine Unterredung von vier Minuten gewährt, von denen die drei letzten unseren Dankfagungen gewidmet werden konnten, da schon im Verlauf der ersten kein Plan für und fertig war. Das Problem, das uns anfragt, kann nur auf gutlichem Wege gelöst werden — d. h. auf dem des Preisauschreibens. Hier ist das rettende Dokument, das wir dem „Volksanzeiger“ verdanken:

Dum — Dum — Dum!

Um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuheffen und einen Einblick in die waltenden Kräfte der Politik zu gewinnen, veranstalten wir unter dem Titel

Die Politik dahem

ein

Preisanschreiben.

Wir sehen für die zehn besten schriftlichen Arbeiten und die zehn prädestinirten Momentphotographien Preise im Gesamtwerte von

1000 000 000 M. 75 Pf.

aus.

Die Bedingungen unseres Preisanschreibens sind die folgenden: I. Teilnehmer an dem Wettbewerke können alle in der Politik an maßgebender Stelle thätigen Personen sein: Minister, Geheimräte, Zuzler, Industriearbete, Pastoren, Hinterwälder, Schatzmacher, Camarilla-Intendanten, Staatsretter jeder Art bis herauf zu den Unteroffizieren und Landgendarmen.

II. Gegenstand des Preisanschreibens sind: 1. Schriftliche Ausarbeitungen. 2. Photographien. III. Die schriftlichen Ausarbeitungen haben folgende Gegenstände zu behandeln:

1. Grundsätze der Politik.
2. Geheimne Gedanken.
3. Endziele.
4. Selbstcharakteristiken und Schilderungen der anderen politisch beschäftigten Personen.
5. Rezepte:
 - a) zur Erhaltung des Throns,
 - b) " " " Altars,
 - c) " " " Weiges.
 - d) " Ausrottung der Socialdemokratie.
6. Scandalgeschichten und Enthüllungen.
7. Geflügelte Worte und Herablassendes.

IV. Die Photographien sollen Genrebilder aus dem politischen Leben darstellen, als da sind: Größelnde Staatsretter, am Eselsteine, auf der Hintertreppe. Geheimräte Denkschriften ausarbeitend, bei der Korrektur, der schäumende Kamler, Paragraphenkasser, Luzantinisches Wettrennen, schöne Buge (Wohlthätigkeitsszenen), Staatsmänner nach (Attituden), mit der Partibinde, Ringkämpfe um den Einfluß, Gewitterstudien, Zusammenstöße und anderen Katastrophen usw. Erwünscht wäre auch die Aufnahme anatomischer Präparate von Ministerkrankheiten und Kämmererschneimngen.

V. Bedingung ist völlige Wahrhaftigkeit der Berichte und Vermeidung jeglicher Atonche bei den Photographien.

VI. Das Preisrichteramt läßt der Unterzeichnete.

VII. Die preisgekrönten Einwendungen gehen in den Besitz eines zu gründenden politischen Museums über.

VIII. Die Auszahlung der Preissumme erfolgt in Papier, das mit Sonntagsplaudereien des Unterzeichneten beschrieben ist.

IX. Die Einwendung hat nach dem 50. R. zu erfolgen.

X. Statt des Museums kann auch ein Zollhaus gebaut werden. —
Joc.

Kleines Feuilleton.

18. Die Bulletin des 18. Jahrhunderts. Zu den eigenartigsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts gehören die „Bulletin“ oder „geschriebenen Zeitungen“. In einer Zeit, wo die Censur der Presse jedes freie Wort unterjagte, wo alles, was in Druckerzwänge erliegen, nur der Abkassirer dessen war, was die „böbliche Regierung“ dachte und meinte, vertraten die Bulletin die Meinung des Volkes, die Meinung der „Unzufriedenen“. Von der Regierung in jeder Weise verfolgt und unterdrückt, gingen sie heimlich doch von Hand zu Hand und wurden in Briefform sogar durch die Post verschickt. In Berlin erschienen die ersten „Bulletin“ unter Friedrich Wilhelm I., dessen tyrannische Unterdrückung der Volksrechte naturgemäß die Kritik herausforderte. Herausgeber der Berliner Korrespondenz war Franz Hermann Ortigies, ein geborener Westfale, der als Beamter ziemlich reichhaltige politische Beziehungen unterhielt und demzufolge über gutes Material verfügte. Seine Bulletin zählten Abonnenten in allen Kreisen. Im Jahre 1755 kam ihnen die Regierung jedoch auf die Spur, Ortigies wurde verhaftet. Ein königlicher Kabinettsbefehl bejagt: „Weil der Ortigies sich durch unaufrichtige Zeitungsschreiberei vergangen, so haben seine Majestät ihn arretieren und auf die Hauptwache setzen lassen.“ Fünf Monate mußte der kranke alte Mann im Kerker schmachten, mit ihm zugleich sein Sohn, ein Krüppel, der nichts verlor, als daß er hatte abgeschrieben helfen. Freigelassen wurden beide nur unter der Bedingung, daß sie Berlin und Preußen für immer verlassen. Dabei ist es recht interessant, zu beobachten, was der König alles für „unaufrichtige Zeitungsschreiberen“ hielt. Die Nachrichten, „daß es einen Tag wie den andern sehr veränderlich mit des Königs Krankheit sei“, erregte seinen besonderen Zorn, ebenso die Kunde, daß der „Kronprinz“ sehr „für die französische Nation parliret sey“. Im allgemeinen ist die Ortigies'sche Korrespondenz ziemlich nüchtern; Hoffentlich Berichte über Zwangseingartungen, die Geldvergeudung in „langen Kerken“ und dergl. mehr bilden ihren Hauptinhalt. Eine erhöhte Blüte erhielt das Bulletinwesen unter dem liebedürftigen Friedrich Wilhelm II. Die Intressenwirtschaft des Königs und seines Hofes bot den Bulletin-schreibern Stoff in Menge für spitzige Mandementen. Jedenfalls geben ihre Blätter aber noch heut ein vorzügliches und vor allen Dingen treues Spiegelbild der Berliner Gesellschaft jener Zeit. —

— **Meineid.** Dieses malte Rechtswort gehört jetzt, so schreibt die „Ndn. Volkz.“, zu den unverständlichen Wörtern, da der erste Teil der Zusammenfügung dem Sinne nach ausgefallen ist. „Mein“ allein bedeutet Verbrechen, Frevel, kommt aber im Neuhochdeutschen nur noch in der Zusammenfügung Meineid, auch als Eigenschaftswort in meiner Eid, vor. Mein und Meid ist eine im Mittelalter häufig vorkommende alliterierende Formel. „Da man zalt 1430 da zagen die Hussen durch den wald und tetten den leuten grofen mein und mort“, so heißt es in der deutschen Städtechronik. Die Formel war als Meid und Mein für Tod und Verderben auch noch lange nachher nürnbergisch. —

— **Japanische Schwertfegerkunst.** Ueber die Herstellung der trefflichen japanischen Schwerte entnimmt „Mutter Erde“ einer Abhandlung von Gilbertson in den Verhandlungen der Japanischen Gesellschaft bemerkenswerte Angaben. Die Schwertfegerkunst wurde in Japan früher als Geheimnis gehütet und vom Vater auf den Sohn und vom Meister auf den Gesellen vererbt. Die Arbeit ist folgende: Ein dünner Stahlstreifen wird an eine eiserne Stange, die als Handgriff dient, geschweißt. Auf den ersten Stahlstreifen werden so lange andere geschweißt, bis eine Stangestange von 152—206 Millimeter Länge, 11—57 Millimeter Breite und 6—10 Millimeter Dicke entstanden ist. Diese Stange wird darauf erhitzt, in zwei Hälften geteilt und wieder auf ihre ursprünglichen Dimensionen angehämmert. Der Vorgang wird fünfzehnmal wiederholt. Vier solcher Stangestangen werden zusammengeschnitten, dann in der Hitze gefeilt und wieder zusammengeschnitten und ausgehämmert. Dies geschieht fünfmal. Darauf schmiedet man die Stangestange zur gewünschten Schwertlänge aus. Die ursprünglichen Stahlstreifen sind so dünn, daß man die Zahl der Metalllagen, aus denen die so fabrizierte Klinge besteht, auf über eine Million schätzt. Bisweilen nimmt man nicht ausschließlich Stahlstreifen, sondern legt abwechselnd Stahl- und Schmiedeeisenstreifen übereinander, hämmert die Stange auf ihrer Länge aus und erhält so auf der Klinge Holzmaserung oder schöne geschweifelte Linien. Die fertig geschmiedete Klinge wird mit einem Messer abgetraht und mit einem Dorne zum Befestigen des Hefies versehen. Ist der Schmied mit seiner Arbeit zufrieden, so bringt er seinen Namen auf dem Dorne an. Nun beginnt die Häckschmiedung mit den Ornamentfiguren. In diesem Zwecke wird eine Mischung von Kreide, feinem Fischknochen und sehr gepulvertem Holzkohle naß auf die Klinge aufgetragen. Ist diese Deckschicht hinreichend abgetrocknet, so wird auf ihr die Zeichnung entworfen und

bis zur Klinge durchgeführt. Man läßt die Mischung gänzlich trocknen und bringt dann die Masse in ein besonders dazu bereitetes Feuer. Hier läßt man sie in die richtige Hitze geraten — wann diese erreicht ist, lernt der Schwertfeger durch lange Übung kennen — und taucht sie dann in Wasser oder Öl. Das Schleifen sehr feiner Klingen dauert bisweilen 50 Tage, da ihre Oberfläche mehr als zwanzigmal überföhlfen wird. Zum Schluffe wird die Klinge vom Bestzer oder einem Kenner auf das peinlichste geprüft. —

Auss.

— **Die Baudenkmäler von Oberlahnstein.** Die alten Städtchen am Mittelrhein stehen immer mehr in Gefahr, ihre historischsten Charakter einzubüßen und damit ihre Hauptanziehungskraft zu verlieren. Diesen kleinen Orten — vor allem St. Goar, Oberweier, Badarach — geht es wie Kolbenburg a. d. Tauber, wie Wimpfen, wie Wertheim und so vielen süddeutschen Orten; ihre einzige Zugkraft liegt in ihrem altmittelalterlichen Wilde, wenn nicht der Schmelz der Mauern und Türme, der Kirchen und Burgen hier solch ein unvergleichliches Architektur-bild geschaffen hätte, würde die Menge der Rheinwälder unbekümmert an ihnen vorbeiziehen. Neuerdings ist, wie die „Ndn. Ztg.“ schreibt, wieder eine der reizvollsten Rheinstädte, Oberlahnstein, bedroht. Die Stadt bietet heute noch, wenigstens in der Silhouette, ein wunderbares Bild, wie unmittelbar aus Merians Städtebuch ausgeschnitten. Die Pfarrkirche St. Mariin mit ihren beiden spätromanischen Türmen bildet durch die naive Mischung früher und später Elemente, durch das an die Kirche in Steeg erinnernde vorgelagerte geschieferte oberste Turmgeschloß eine höchst malerische Gruppe. Das ehemalige kurfürstlich Mainzische Schloß, die Martinsburg, unmittelbar am Rhein gelegen, ist heute noch eine der interessantesten gotischen Stadtburgen, voll von malerischen Winkel, nach außen zum Teil noch ganz wehrhaft mit Wehrtürmen und Wehrgang ausgestattet. Die Stadtbauern mit den Türmen gelten dazu ein so reiches amantiges Bild, wie es nur noch wenige der alten Rheinstädte bieten können. In der alten Hauptstraße birgt die Stadt noch ein Monument von ganz besonderem Reiz: das alte Rathhaus, einen alten Architekten und Kunsthistorikern wohlbekanntem merkwürdigen spätgotischen Holzbau, einen der frühesten Holzbauten, die wir überhaupt noch in Westdeutschland haben und darum für die Geschichte der Holzarchitektur von ganz einziger Bedeutung. Der Bau zeigt im Erdgeschloß die charakteristischste offene Laube, nach der Straße zu mit spitzbogigen Arkaden, die durch eingestellte Holzpfeiler gebildet werden — ein höchst wirkungsvolles Motiv. Die Detaillierung ist sehr bemerkenswert: bünne Stabpfeiler und reichprofilirte Brüstungsriegel, darüber ein reicher Fachwerkbau. Das alte städtische Wahrzeichen, mit dem Oberlahnstein gewachsen ist, ist verlassen, seit die Stadt sich ein neues Rathaus gebaut hat — durch die Wiederherstellung des merkwürdigen Baues würde die Stadt sich einen neuen Anziehungspunkt schaffen. Wie verlautet, hat der Kultusminister für das historisch wie archäologisch gleichwichtige Denkmal Mittel zur Verfügung gestellt. Andere Momente der Stadt werden dafür herbeiführen müssen: ein Stück der Stadtbefestigung wird dem Erweiterungsbau des Güterbahnhofes zum Opfer gebracht werden müssen, und auch die Wenzeltreppe, in der 1400 die Absetzung von König Wenzel beschlossen wurde, wird niedergelegt werden müssen. —

Völkerrunde.

— **Ueber Chinesische Dichtung bringt A. Fode in der Einleitung seines Buches „Mitten chinesischer Dichtung“ einige interessante Ausführungen, aus denen das folgende hier wiedergegeben sei: Die Anzahl lyrischer Reimotive ist eine beschränkte, Trennung von dem Gebelichten, Untere des Gebelichten machen den Inhalt der meisten Gedichte aus. Billigerweise darf man die chinesische Lyrik nur mit gleichartigen poetischen Erzeugnissen anderer Völker vergleichen, die mit den Chinesen etwa auf gleicher Kulturstufe stehen, also der Römer und Griechen und anderer Orientalen, wie Indier, Perser und Araber. Mit allen diesen halten sie den Vergleich wohl aus. Wahres, tiefes, dichterisches Gefühl, Neuheit und Parteilichkeit der Empfindung, volle Hingabe und Freude an der Natur sind die Hauptvorzüge einer ganzen Reihe der chinesischen Dichtungen. In einigen Gedichten wird ein gemüthvoller Volkston angeschlagen. Sehr wichtig sind manche der kleinen Lieder durch ihre kurze und prägnante Form: ein eigentümlicher Hauber der chinesischen Lyrik ist es, daß in den meisten Gedichten die redende Person eine Frau ist und die ganze Situation vom weiblichen Standpunkt aus beschrieben wird. Vielleicht gestaltet die chinesische Sitte, welche Liebesverhältnisse in europäischem Sinne fast ganz ausschließt, dem Dichter nicht, seine eigenen Gefühle offen zur Schau zu tragen, und nötigt ihn, sie seiner Geliebten zuzuschreiben. Die Bilder, Tropen und Allegorien, deren sich der chinesische Sänger bedient, sind oft sehr glücklich gewählt und durch ihre Eigenart frappierend. Einen Mangel aber hat der chinesische Dichter mit anderen orientalischen Dichtern gemeinlich, nämlich die Vorliebe für stereotypische Bilder und den Hang zur Beschreibung von Neben-sächlichem und Nebensächlichem. In chinesischen Gedichten ist der Rhythmus monoton, und monoton gekannt ist auch der Vagen. Thänen sollen entweder wie der Regen herab, oder sie tropfen wie Perlen auf den Modsaum. Ohringe leuchten wie Mondspiegel, Hauptpfähle sind aus Schildpatt, der rousige Kopfschmuck ist aus den Federn des Eisvogels, Trinkteller müssen von Gold sein, Sängertinnen**

haben die Wangen vom Weine gerötet. Sättel sind für gewöhnlich mit Silber verziert, die Pferde Schimmel oder Fuchs. Im Frühlingswind schwanken die Weiden, der Herbstwind weht in die Kammer und bewegt den Bettvorhang. Eine große Rolle spielen in der Poesie die Himmelsrichtungen und die der chinesischen Sprache eigentümlichen stereotypen Jählenkategorien. Ein chinesischer Dichter wird kaum von einem Thore oder Berge sprechen. Es muß ein Ost- oder Westthor, ein Nord- oder Südberg sein. Der Ortsinn ist den Chinesen, welche den Platz eines Gegenstandes auch im Zimmer nicht mit rechts oder links, sondern nach der Himmelsrichtung bezeichnen, so zur zweiten Natur geworden, daß sie in europäischen Gedichten das Fehlen genauer Ortsangaben als einen Mangel empfinden. Vor einiger Zeit ersahen in einer Shanghai-Zeitung eine chinesische Uebersetzung (vielleicht die erste ihrer Art), des Goethe'schen Gedichtes: „Die Trommel gerührt, das Pfeifen gespielt.“ Bei dem Verse: „Ich folg' ihm zum Thore 'naus“ hatte der Uebersetzer nicht umhin gekonnt, aus dem Thor ein Ostthor zu machen. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber die Verbreitung des Steinbocks einst und jetzt bringt der „Globus“ nach den Arbeiten C. Gröves einige Mitteilungen. Hentutage fristet dieses Geschöpf nur dank dem Schutze strenger Schongesetze sein Dasein. Fossile Reste des Steinbocks werden an vielen Orten Westeuropas gefunden, selbst im Mittelmeer Englands. In Süddeutschland sind namentlich die bismuthalen Sande bei Nösbach erwähnenswert. Die Alpen scheint der Steinbock zur Zeit der Pfahlbauten wie der Eiszeiten überall bewohnt zu haben. Die südlichsten Funde reichen bis in die Gegend von Neapel. Noch im 16. Jahrhundert wird das Verner Land wegen seiner Menge von Steinböcken gerühmt, doch beginnt bald das Schwinden dieser Gattung. 1550 wurde der letzte Steinbock in Glarus erlegt, 1583 in Uri. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurden die Steinböcke in Salzburg ausgerottet, etwa um 1745 verschwanden sie aus Tirol, 1753 wurde der letzte in Oberösterreich erlegt. Was unser Jahrhundert anlangt, so lebten um 1820 noch Steinböcke am Mont Genis, in Piemont und Savoyen. Um die 50er Jahre berichtet man von ihnen aus Siebenbürgen, vom Montblanc, vom Mont Roja, wie von der Grenze zwischen Piemont und Wallis. 1887 lebten am Welschobel noch sieben Stück. Heutzutage leben Steinböcke in freier Wildbahn nur noch unter dem Schutze des Königs von Italien in den Grajischen Alpen, in den drei Thälern im Südwesten von Vosta. Versuche, Steinböcke wieder einzubürgern oder als neues Bild einzuführen, wurden an verschiedenen Stellen unternommen, meist ohne Erfolg. Dazu kommt, daß es unter den ausgezogenen Steinböcken viele Mischlinge mit Hausziegen, Halb- und Dreiwertelblut giebt, also der Ausdruck Steinbock nicht immer genau paßt. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ein Versuchsgarten auf dem Proden ist bekanntlich im Jahre 1890 von dem Göttinger Professor der Botanik Peter angelegt worden. Es sollten dort in erster Linie alpine Pflanzen gezogen und beobachtet werden. Die Alpenpflanzen sind nun nach den Mitteilungen des Professors Peter im Wachstum so weit vorgeritten, daß sich die an ihre Kultur geknüpften wissenschaftlichen Fragen zuverlässig beantworten lassen. Im Versuchsgarten wurden auch die Anpflanzungen von Nadelbäumen so weit ergänzt, daß kaum noch Raum für weitere Bäumchen vorhanden ist. Außerhalb des Gartens auf „Heinrichshöhe“ sind weiter 1000 größere Stämmchen gruppenweise angeforstet worden, und andere 1100 Nadelholzpflanzen wurden für künftigen Gebrauch im Saatkamp verpackt. Der Förster Meyer in Schluis bei Schierke hat sich auch in diesem Jahre wie in allen vorausgegangenen der Pflege dieser Kulturen von Nadelbäumen angenommen. Mit den seit mehreren Jahren angestellten Versuchen mit Kartoffelorten für rauhe Höhenlagen ist manches gute Resultat erzielt worden. —

Geologische3.

er. Mauer Asbest kommt nach einer Mitteilung des „Engineering and Mining Journal“ in Südafrika und zwar in West-Orignaland vor. Das wertvolle Mineral fällt ganze Spalten in einer Dike von 2 bis 5 Zoll innerhalb eines dunkelbraunen Schiefers aus. Die Fajern liegen ganz regelmäßig und stets senkrecht zu den Spaltenwänden, sie sind selbst in rohem Zustande von großer Schönheit. Selbstverständlich hat eine Ausbeutung der Asbestlager Platz gefunden, vorläufig gewinn man etwa8 über 2000 Centner monatlich, ist jedoch in der Lage, den Betrag nach Bedarf beliebig zu steigern. Der Abbau geschieht von der Oberfläche aus oder in kleinen Stollen, die Arbeit wird von Eingeborenen unter der Aufsicht von Europäern geleistet. In seinen Eigenschaften unterscheidet sich der blaue Asbest nur wenig von dem bekannten weißen Mineral, das besonders in Kanada gewonnen wird. Er ist unverbrennbar und leidet weder unter Hitze noch unter atmosphärischen Einflüssen. Der blaue Asbest wird besonders zu Schutzhüllen gegen Wärme-Ausstrahlung, als unverbrennbares Packmaterial, zur Herstellung eines feuerfesten und auch gegen Säuren widerstandsfähigen Cementes usw. benutzt. —

Humoristisches.

— Gewissenhaft. Bauer: „Du, Alte, wenn i' mir ka' Straf' krieg'!“
Frau: „Jestas, warum denn?“
Bauer: „Weil i' in einem Rauche coupé gefahren bin und net g'raucht hab'!“ —
— Auf der Sekundärbahn. „Schaffner, es ist ja kein einziger Platz mehr frei... Ueberhaupt sind bei folchem Personenandrang viel zu wenig Wagen eingestellt!“ — „Wagen sind's nit z' wenig — Passagier' sind's z' viel!“ —
— Verdächtige Zärtlichkeit. Vater (eben nach Hause gekommen): „Sieh' Hans, wie Lieb und zärtlich Gretchen mit mir ist, während Du, abscheulicher Junge, es laun der Mühe wert findest, mir guten Abend zu wünschen!“
Hans: „Ich hab' aber auch das Tintenfaß nicht über Deine Wäcker geschüttelt!“ —

Notizen.

— Der Gigantomachie-Fries wird nach den „V. N. N.“ gegenwärtig in das zwischen der Nationalgalerie und der Stadtbahn erbaute Pergamon-Museum übergeführt. —
— Ein Künstleraustausch für vier Wochen im nächsten Jahre ist zwischen dem „Deutschen Theater“ in Berlin und dem Wiener „Deutschen Volkstheater“ vereinbart worden. Im Mai 1900 spielt das Personal des „Deutschen Theaters“ in Wien und das Ensemble des Wiener Theaters gleichzeitig in Berlin. —
— In der Regidienkirche zu Lübeck sind zwei vorzüglich erhaltene Gemälde aufgefunden worden, die aus dem 14. Jahrhundert stammen sollen. —
— Der günstige Verlauf der Goethe-Festvorstellungen in Düsseldorf hat für die Düsseldorfser Bühne folgenden Beschluß gezeitigt: Alljährlich in der ersten Hälfte des Juli wird in Düsseldorf eine Festspielwoche veranstaltet werden und in dieser ein Cyklus klassischer Bühnenerwerke von anerkannten Kräften erster deutscher Bühnen, insbesondere des Schauspielhauses zu Berlin, zur Aufführung gelangen. Für 1900 sind Lessing und Kleist, für 1901 Schiller und für 1902 Shakespeare in Aussicht genommen. —
— Die Straßburger Universität ist den studierenden Frauen eröffnet worden. Sie war die letzte deutsche Universität, die bisher studierende Frauen grundsätzlich nicht zuließ. —
— Der zweite internationale Kongreß für öffentliche Kunst, der während der Weltausstellung in Paris tagen wird, will sich mit allen Fragen beschäftigen, die mit der Schaffung und Erhaltung eines künstlerisch befriedigenden Bildes der Plätze und Straßen in den Städten und der Schönheit ihrer Umgebung zusammenhängen. Er wird im Pariser Stadthause am 1. August 1900 eröffnet werden, zugleich mit einer Ausstellung für öffentliche Kunst. Diese soll in Bildern, Zeichnungen und Photographien die erläuternden Beispiele zu den Vorträgen des Kongresses geben. —
— Ein Museum der Arim will der Arimische Bergklub in Odessa errichten. Es soll Abteilungen für Zoologie, Botanik, Geologie und Mineralogie, Geographie (Karten, Pläne usw.), Agrilkultur, Gartenbau, Wein- und Tabakbau, Ethnographie, Industrie und Statistik umfassen. Später sollen in Jalta und Sebastopol Abteilungen des Museums eingerichtet werden. —
— Auf Areta ist nach der „Voss. Zig.“ ein Gesetz über die Altertümer veröffentlicht, das bestimmt: „Sämtliche Altertümer, bewegliche und unbewegliche, sind Eigentum des kretischen Staates.“ Auf der Insel sollen zwei staatliche Museen errichtet werden, deren eines eine Abteilung Gipsabgüsse der wichtigsten Statuen und sonstigen Denkmäler des griechischen Altertums enthalten soll. Die Regierung allein hat das Recht, Ausgrabungen durch eigene Beamte oder durch wissenschaftliche Institute, auch fremder Nationalität, vornehmen zu lassen. —
— Aus Trieste wird der „N. Fr. Pr.“ gemeldet, daß die Versuche des Ingenieurs Schäfers, ohne Draht von Trieste nach Venedig zu telegraphieren, auf 65 Kilometer Entfernung, gelungen sind. —
— Australisches Obst wird jetzt auch in Deutschland eingeführt. In den ersten Tagen des Juli ist die erste Sendung Keffel in Hamburg eingetroffen. Am meisten eignen sich für die Ausfuhr von dortigen Früchten die tasmanischen Keffel, von denen allein im Jahre 1898 130 000 Scheffel über London auf den Markt kamen. —
— Die Erdölgewinnung in Rußland hat in Datum im vorigen Jahre wiederum einen Aufschwung zu verzeichnen gehabt. Am Venchtöl wurden im vorigen Jahre über 473 Millionen Gallonen gegen 453 im Jahre 1897 produziert. Die Gewinnung von Schmieröl stieg von fast 43 Millionen auf über 52 Millionen, die Menge der Rückstände von 1127 Millionen auf rund 1212 Millionen, der Rohölverbrauch sogar von 139 auf über 219 Millionen. —
— Gegen 40 000 Personen sind in den Monaten Mai und Juni von Amerika nach Europa abgesegelt. In früheren Jahren war ihre Anzahl bedeutend geringer. —